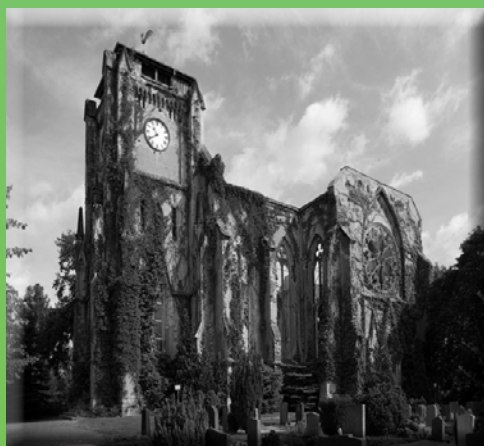


Helmut Fischer

Kein Gott - was nun?

Glauben in posttheistischer Zeit



Helmut Fischer
Kein Gott – was nun?

Helmut Fischer

Kein Gott – was nun?

Glauben in posttheistischer Zeit

**Bautz Verlag
Nordhausen**

© 2020 Helmut Fischer
KEIN GOTT – WAS NUN?
Glauben in posttheistischer Zeit

Innenlayout:
Kurt Bangert

Bautz Verlag 2020
Nordhausen

ISBN 978-3-95948-452-7

Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form
(Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Autors reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet werden.

INHALT

EINLEITUNG	7
RELIGION	9
A. Menschsein und Religion	9
B. Religion – Kultur – Gesellschaft	16
C. Was ist es mit der Religion?	22
D. Sprachliche Ausdrucksformen des Religiösen	56
QUELLEN	92
A. Das Alte Testament und die Botschaft Jesu	92
B. Gesetz und Evangelium	117
C. Vom Bekenntnis zur Ideologie	120
D. Brauchen Christen das Alte Testament?	130
GOTT	146
A. Gottes Werden und Vergehen	146
B. Die Einheit von Gott, Liebe und Menschsein	183
JESUS	190
A. Vom Jesus aus Nazaret zum Christus der Kirche	190
B. Die Würdenamen Jesu als Deutungen	227
C. Wie der Mensch Jesus zum Gott wurde	241
D. Zu Ethos und Ethik, die sich an Jesus orientieren	257
MENSCH	275
A. Vom Werden und Wesen des Menschen	275
B. Schuld und Sünde	292
C. Heil und Erlösung	307
D. Das Gebet	312
E. Das Gebet Jesu	320
KIRCHE	342
A. Vom Werden und Wesen der Kirche	342
B. Der Paradigmenwechsel als Aufgabe der Verkündigung	391
C. Weshalb Reformation nötig war und nötig bleibt	400
D. Ausdrucksformen der christlichen Religion	413
VERZEICHNIS DER LITERATUR	430

EINLEITUNG

Alle christlichen Kirchen sehen sich in der Gestalt und der Botschaft Jesu gegründet. Angesichts dieses einstimmigen Bekenntnisses drängt sich die Frage auf, wie es gekommen ist, dass uns die christlichen Kirchen in so unterschiedlicher Gestalt begegnen und dass sie auch Jesus und seine Botschaft in unterschiedlicher Weise auslegen und für sich in Anspruch nehmen. Kulturelle Erscheinungen verstehen wir am besten, wenn wir nachvollziehen, wie sie geworden sind. In einem posttheistischen Umfeld wie dem heutigen Europa muss die für die Botschaft Jesu angemessene und verständliche Sprache erst noch gefunden werden.

Dieses Buch ist für jene Zeitgenossen geschrieben, die sich aus dem durch Gott definierten Welt- und Selbstverständnis verabschiedet haben. Das bedeutet, dass auch hier die Gottesfrage nicht mehr das zentrale Thema ist, sondern nur noch in historischer Sicht verhandelt wird.

Die Gedanken zu einem posttheistischen Verständnis der Botschaft Jesu werden hier nicht in der Form eines systematisch aufgebauten Lehrbuchs entfaltet, sondern in der Gestalt thematischer Artikel verdeutlicht, deren jeder auch ohne Vorkenntnis der anderen verständlich ist. Dafür wurden Wiederholungen bewusst in Kauf genommen. Diese lockere Form von Durchblicken kommt dem heutigen Leseverhalten entgegen. Die einzelnen Themen werden von ihrem Ursprung und ihrem Werden her erschlossen. Die Botschaft Jesu wird in den Denkmodellen und Kategorien einer posttheistischen Sprache zum Ausdruck gebracht.

Die Artikel sind den Kapiteln Religion, Quellen, Gott, Jesus, Mensch und Kirche zugeordnet. Die Texte sind vielseitig verwendbar: zur persönlichen Klärung, als Impulse für Gesprächsrunden und als Vorbereitung für Gemeindeveranstaltungen.

Die Themen der Artikel musste ich mir nicht ausdenken. Sie begegneten mir immer wieder in den Anfragen nach meinen Vorträgen, Predigten und den etwa zweihundert morgendlichen Besinnungen in meinen Ikonen-Malwochen. Die Zahl der auszuwählenden Themen wurde freilich durch den Umfang des Buches begrenzt. Bis auf zwei Ausnahmen wurden die Texte 2017 – 2019 verfasst. Sie führen zusammen und werten aus, was in meinen vorausgehenden Veröffentlichungen angestoßen worden ist.

Mit den hier vorgelegten Reflexionen, die in der gemeindlichen Praxis vielfach erprobt und darin korrigiert und weiterentwickelt worden sind,

mache ich mich vor jeder kirchlichen Dogmatik angreifbar. Ein protestantischer Theologe hat aber sein Denken und seine Äußerungen nicht gegenüber der Dogmatik einer Kirche zu verantworten, sondern in erster Linie gegenüber der Botschaft Jesu. Seit Luther hat er die Freiheit und die Verpflichtung, die Kirche kritisch und auch öffentlich daraufhin zu befragen, ob sie der Botschaft Jesu gerecht wird.

In einer pluralistischen Welt wird eine allen verständliche posttheistische Sprache der Verkündigung nur in einer offenen Dialoggemeinschaft derer zu gewinnen sein, die ihr Leben an der Botschaft Jesu orientieren. Mögen diese Texte dazu anstoßen.

Danken möchte ich den vielen protestantischen, katholischen, orthodoxen und atheistischen Gesprächspartnern für ihre ehrlichen Äußerungen zum Themenfeld Religion und Glaube und für die Einblicke in ihr Welt- und Selbstverständnis. Ich danke Bärbel Behrens und Michael Benoit für die Hilfen bei der Erstellung des Typoskripts, Dietlind Wienen und meiner Frau Ursula für Textkorrekturen, Kurt Bangert für die graphische Gestaltung des Buches und Ursula und Dr. Benno Stork-Wersborg für die großzügige Unterstützung bei der Lösung der finanziellen Probleme.

RELIGION

A. MENSCHSEIN UND RELIGION

1. Religion und Menschwerdung

Keine Vorabdefinition von Religion

Es gibt „Hunderte von Definitionen von Religion“, stellt der Religionswissenschaftler Theo Sundermeier nüchtern fest (Sundermeier 25). Das wird in jedem Gespräch bestätigt, das man mit anderen über dieses Thema führt. Angesichts dieses Befundes ist der Leserwunsch verständlich, am Beginn einer Textreihe über Religion zu erfahren, was hier mit Religion gemeint ist. Diesem Wunsch kann und wird hier nicht entsprochen werden. Vorabdefinitionen von Religion erweisen sich stets als selbstreferentiell. Vorabdefinitionen betrachten das Phänomen nur aus der Perspektive und in dem Horizont, die sie in ihrer Definition bereits voraussetzen. Das kann man leicht überprüfen, wenn man die eigene Perspektive kritisch daraufhin befragt, was sie nicht in den Blick bringt, ja sogar im Ansatz ausklammert.

Diese Ausführungen folgen der Empfehlung des Soziologen Max Weber, wonach eine Definition des zu untersuchenden Gegenstandes nicht am Anfang einer Erörterung stehen darf, sondern sich erst – durch die Untersuchung begründet – an deren Ende ergeben kann (M. Weber 245). Die folgenden Texte gehen weder von der Substanz noch von der Funktion vorfindlicher Religionen aus, sondern von einer elementaren Beobachtung, die vor aller konkreten Religion liegt. Es wurden noch bei keinem Tier religiöse Äußerungen festgestellt. Anders gesagt – und darin besteht Konsens –: Religion ist nur dem Menschen eigen. Religiöse Äußerungen finden wir nur bei der Gattung Mensch. Aber auch das ist nur eine erste sehr vage Annäherung. Denn was meint hier „Religion“ und von welcher Entwicklungsstufe hin zum Menschen ist die Rede?

Entwicklungsschritte zum heutigen Menschen

Nach heutigem Wissensstand hat sich vor etwa 7 Millionen Jahren in Afrika vom Urschimpanse eine Entwicklungslinie abgespalten. Sie führte vor 5 Millionen Jahren über aufrecht laufende Menschenaffen (Australopithecinen) und vor 2,5 Millionen Jahren über den ersten echten Menschen (*Homo erectus*) vor etwa 200.000 Jahren zum modernen Menschen, zur Gattung des *Homo sapiens*. Vor etwa 100.000 Jahren setzte aus Ostafrika eine Wanderungsbewegung ein, die vor etwa 45.000 Jahren Europa erreichte. Der *Homo sapiens* traf hier auf die menschliche Unterart des Neandertalers, der in dieser Region bereits Jahrtausende gelebt hatte. *Homo sapiens* und Neandertaler lebten etwa 6000 Jahre nebeneinander, bis der Neandertaler vor 27.000 – 28.000 Jahren verschwand, ohne nennenswerte anatomische Merkmale zu hinterlassen. Der *Homo sapiens* setzte sich als die einzige Menschenart auf der gesamten Erde durch. Die ersten Knochenfunde des modernen Menschen in Europa sind 35.000 Jahre alt.

Die Entwicklung zum Menschen ist eng mit der Entwicklung des Hirnvolumens und dessen Struktur und Komplexität verbunden. Das Hirnvolumen, das beim Schimpanse ca. 400 ccm betrug, hat bis zum modernen Menschen um das Dreieinhalbfache zugenommen: *Australopithecus* 400 – 500 ccm; *Homo erectus* ca. 950 ccm; *Homo sapiens* ca. 1.400 ccm (nach W. Maier 301). Der *Homo erectus* konnte Steine als Werkzeuge benutzen und vor 1 Million Jahren bereits scharfkantige Schneidgeräte aus Stein herstellen und die wiederum zur Bearbeitung von Holz, Fleisch und Fellen einsetzen. Er konnte diese Nutzung von Werkzeugen und deren Herstellung auch an die nächste Generation weitergeben, wozu Menschenaffen weder in der Lage waren noch heute sind.

Religion setzt Sprache voraus

Tierfreunde bescheinigen ihren Lieblingstieren gerne Sprache und Sprachverständnis. Das hier vorliegende Missverständnis ist schnell aufzuklären. Selbst niedrige Tiere haben artenspezifische Möglichkeiten der Kommunikation über Gesten, Gerüche, Geräusche, Laute. Es sind Signale, die an bestimmte Situationen gebunden sind: Kontaktsignale, Ausdruckssignale, Locksignale, Warnsignale, Hinweise auf Nahrungsquellen. Der Kulturhistoriker Martin Kuckenburger fasst zusammen: „Die tierischen Verständigungssysteme funktionieren ... nur innerhalb beschränkter Grenzen und sind nicht ausbaufähig und erweiterbar“ (Kuckenburger 39). Tiere sind noch nicht symbolfähig in dem Sinne, dass sie für beliebige Bewusstseinsinhalte Symbole setzen und mit diesen frei umgehen könnten.

Die menschliche Sprache setzt diese Symboltüchtigkeit voraus. Sie setzt zum anderen die Fähigkeit zur Lautbildung, also zum Sprechen, voraus. „Sprache“ kommt von „sprechen“ und meint die Fähigkeit, dass der Mensch eine Fülle von Lauten (Phonemen) hervorzubringen vermag, denen die Gemeinschaft bestimmte Bedeutungen zuordnet. Mit diesen Lauten und Lautverbindungen kann sich *einer* mit einem *anderen* über ein *Drittes* austauschen, das durch die bedeutungsgeladenen Sprachlaute vergegenwärtigt wird. In diesem Sinn hat nur der Mensch Sprache. Seit wann hat er die erst durch die Sprache mögliche Voraussetzung für Religion?

Entwicklungsschritte zur Religion

Anatomisch setzt die Sprache vieles voraus: die erforderlichen Hirnareale, die Kontrolle des Atems mit entsprechenden Nervenverbindungen, eine bestimmte Stellung des Kehlkopfes und sogar ein bestimmtes Gen (FOXP 2). Es gilt als unwahrscheinlich, dass der Mensch des Altpaläolithikums (vor 2,5 Mio. – 100.000 Jahren) diese anatomischen Voraussetzungen bereits besaß. Die Ethnologin und Anthropologin Miriam Noël Haidle stellt fest: „Im Altpaläolithikum gibt es noch keine eindeutigen Belege für ein repräsentierendes Symbolverhalten“ (Haidle 98). So kann die Religions- und Kulturwissenschaftlerin Ina Wunn zusammenfassen: „Von keinem der Homo erectus zugeschriebenen Siedlungsplätze gibt es Hinweise auf wie immer geartete religiöse Aktivitäten“ (Wunn 60).

Vom Neandertaler wissen wir aus Grabfunden, dass er im Mittelpaläolithikum (100.000 – 40.000) Verstorbene bestattet hat. Daraus schließt man, dass er für diese religiösen Praktiken über geistige Vorstellungen verfügte, die ein gewisses Sprachvermögen voraussetzen. Der Kulturhistoriker Michael Bolus weist darauf hin, dass freilich die anatomischen Gegebenheiten beim Neandertaler darauf hindeuten, dass seine Möglichkeiten der Lautbildung begrenzt waren (Bolos 162). Vielfach wird vermutet, dass der Neandertaler geringere Sprachmöglichkeiten als der Homo sapiens hatte. Das könnte auch der Grund für sein Verschwinden aus der Geschichte sein.

Mit dem Jungpaläolithikum (40.000 – 11.500) erschien in Europa der moderne Mensch (Homo sapiens). Er hat sich seither in anatomischer Hinsicht nur in unbedeutenden Details verändert und brachte auch alle Voraussetzungen für die menschliche Sprache im heutigen Verständnis mit. Er bestattete Tote mit Grabbeigaben. Er hinterließ Tiermalereien in Felsgrotten, was auf eine Art von Mythologie oder Jagdzauber schließen lässt. Der Prähistoriker André Leroi-Gourhan fasst seine Untersuchungen zu den Religionen der Vorgeschichte in der ernüchternden Feststellung zusammen: „Wir können die paläolithische Religion nur in einem schwachen Licht wahrnehmen“ (Leroi-Gourhan 168).

Positiv lässt sich erst für das jüngere Paläolithikum (40.000 – 11.500) sagen: „In ersten Ansätzen möglicherweise ab dem Jungpaläolithikum ... werden deutlich verschiedene Wege der Religionsentwicklung beschritten, die zu unterschiedlichen weltanschaulichen Vorstellungen und Kultsitten führen“ (Wunn 3). So bleibt festzustellen, dass sich religiöses Denken zwischen dem mittleren Paläolithikum und dem Neolithikum (5.500 – 2.000 v.Chr.) herausgebildet hat. „Das Mittelpaläolithikum kannte sicher noch keine explizite Religion ... Wahrscheinlich gab es keine Vorstellung von übermächtigen Wesen, sicherlich keine Opfer und Rituale“ (Wunn 174). Im jüngeren Paläolithikum kannte man wohl übermächtige Gestalten und Wesenheiten, aber noch keine Götter und keine Götterverehrung. Im Mesolithikum (11.500 – 5.500) wurden schon Erdgottheiten oder eine mythische Urmutter verehrt. Das religiöse Denken war chthonisch (an Erdgottheiten) orientiert. Jetzt entstanden auch numinose Orte und Rituale, mit denen der Kontakt zu den übermächtigen Wesen aufgenommen wurde. Erst im Neolithikum (5.500 – 2.000 v.Chr.) entstanden differenzierte und entwickelte Religionen, die durch religiöse Praktiken dokumentiert sind.

In religionswissenschaftlicher Sicht zeigt sich Religion als der Versuch des Menschen, sein Leben und die Gemeinschaft zu einem für ihn wahrnehmbaren Ganzen ins Verhältnis zu setzen. Dieses wahrnehmbare Ganze sind bis ins Mesolithikum die als numinos empfundenen Prozesse des Werdens und Vergehens in der Natur, in die der Mensch sich als eingebunden und an die er sich als ausgeliefert erfährt. Die aus der Jungsteinzeit dokumentierten Arten der Bestattung deuten an, dass Tote nicht einfach „entsorgt“ wurden, sondern über ihren Tod hinaus einen gedachten Ort und eine Art von Existenz hatten.

2. Religion und Menschsein

Die Religionswissenschaft kann nur Tatbestände feststellen. Die anthropologische Forschung kann darüber hinaus einiges erklären. Sie kann erhellen, wie Menschsein und Religion zusammenhängen und sich sogar wechselseitig definieren. Darauf weist bereits die Beobachtung hin, dass kein Tier, sondern nur der Mensch ab einer bestimmten biologischen Entwicklungsstufe religiöse Äußerungen zeigt.

Der biologische Unterschied zwischen Tier und Mensch

Die Entwicklung zum modernen Menschen vollzog sich in Jahrmillionen. Wir können Entwicklungsschritte erkennen, die zum Homo sapiens, dem

modernen Menschen, führten, können aber mit dieser Nachzeichnung nicht unterstellen, dass diese Entwicklung auf ein Ziel hin stattgefunden hat. Schon den griechischen Philosophen ist aufgefallen, dass der Mensch – gemessen am Tier – ein Mängelwesen ist. Ihm fehlen das Haarkleid als natürlicher Witterungsschutz, die Angriffsorgane zur Verteidigung, die körperliche Ausstattung für eine schnelle Flucht und vor allem die Instinkte, die beim Tier perfekt auf dessen jeweilige Umwelt abgestimmt sind. Dazu kommt beim menschlichen Neugeborenen noch die sehr lange Kinderzeit und Schutzbedürftigkeit. Der Philosoph und Soziologe Arnold Gehlen sagt dazu: „Innerhalb natürlicher, urwüchsiger Bedingungen würde er (der Mensch) als bodenlebend inmitten der gewandtesten Fluchttiere und der gefährlichsten Raubtiere schon bald ausgerottet sein“ (Gehlen 33). Er hat aber überlebt, und zwar gerade deshalb, weil er nicht mehr wie die Tiere genetisch perfekt für nur eine bestimmte Umwelt ausgestattet ist. Bei der Entwicklung der Tiere hin zu den konkreten Arten und Gattungen tritt neben das ererbte Instinktverhalten zunehmend die Fähigkeit, in begrenzter Weise das Verhaltensrepertoire durch Lernen zu erweitern.

Der Mangel als Chance und Antrieb

Diese Tendenz setzte sich vom Tier zum Menschen hin in offenbar dramatischer Weise fort. Der heutige Mensch ist geradezu durch seinen Instinkt-mangel und die optimale Fähigkeit zu lernen charakterisiert. Er ist für kein spezielles Umweltmilieu mit Instinkten ausgestattet, sondern steht als ein unspezialisiertes, aber lernfähiges Wesen seiner jeweiligen Umwelt offen gegenüber. Gerade dieser Mangel an Instinkten und speziellen Fähigkeiten der Sinne zwingt den Menschen dazu, sich ohne die Orientierung durch Instinkte lernend auf die jeweiligen Umweltbedingungen einzulassen und sich mit seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten darin einzurichten. Das geschah nicht in einem abrupten Abbruch von der Gattung der Hominiden (Menschenaffen) zur Gattung Homo, sondern über viele kleine biologische Veränderungen. Dazu gehört vor allem die Zunahme des Gehirnvolumens um das Dreieinhalbfache von dem Schimpansen zum modernen Menschen. Der Rückgang der Instinktbindung konnte durch die zunehmende Lernfähigkeit und Flexibilität mehr als ausgeglichen werden und auf diese Weise die Überlebensfähigkeit auf dem Weg zum Homo sapiens sogar noch steigern. Die Rolle der Sprache wird an anderer Stelle näher bedacht.

Vom Naturwesen zum Kulturwesen

Das Tier ist in seinem Verhalten durch seine artenspezifische Instinktausstattung weitgehend festgelegt. Wo Lernprozesse stattfinden, die das In-

stinkterbe überschreiten und in der Gruppe zu einer Verhaltensvariante führen, da zeigen sich Ansätze zu so etwas wie Kultur. Wenn man bei unterschiedlichen Schimpansenpopulationen unterschiedliche Gewohnheiten von Fellpflege, Werbeverhalten oder Werkzeuggebrauch findet, so könnte das in einem weiten Sinn als Vorformen von Kultur gedeutet werden.

Auch die frühen Menschen haben Steine und Stöcke als Werkzeuge genutzt. Bereits vor einer Million Jahren deutet sich an, dass sie darüber hinaus fähig waren, für bestimmte Zwecke und Ziele Werkzeuge zu erfinden und herzustellen; z.B. Faustkeile, scharfkantige Schaber und Klingen, Speere, Pfeile und Bogen und dafür die Spitzen, auch Knochennadeln u.a. m. Mit dem Auftauchen des Homo sapiens scheint sich in der Zeit vor 100.000 bis 30.000 Jahren eine Art kultureller Urknall ereignet zu haben. Von da an beschleunigte sich nämlich die kulturelle Evolution gegenüber der biologischen Evolution. Friedemann Schrenk fasst den derzeitigen Stand der paläoanthropologischen Forschung so zusammen: „Während die Faktoren der biologischen Evolution langsam an Bedeutung abnehmen, steigt die Zahl der Entwicklungsfortschritte bei der kulturellen Evolution stetig an“ (Schrenk 121). Und Arnold Gehlen resümiert: „An genau der Stelle, wo beim Tier die ‚Umwelt‘ steht, steht beim Menschen die ‚Kulturwelt‘, d.h. der Ausschnitt der von ihm bewältigten und zu Lebenshilfen umgeschaffenen Natur“ (Gehlen 38). Kurz: Die Kultur ist des Menschen zweite Natur.

Die Sprache als Motor der Kultur

Im Zusammenhang mit dem Hirnwachstum hat möglicherweise schon der Homo erectus vor einer Million Jahren eine gewisse Symbolfähigkeit erworben. D.h. er wurde fähig, sich mittels eines elementaren Symbols mit einem anderen über ein nicht gegenwärtiges Drittes (Person, Ereignis, Gegenstand) zu verständigen. Die Symbole können gestischer, ikonischer oder lautlicher Art sein. In Wechselwirkung mit dem Hirnwachstum und anderer biologischer Veränderungen haben vor allem die Möglichkeiten der Sprache mit dem Auftauchen des Homo sapiens zugenommen. Bereits mit einfacher Sprache konnten Dinge und Vorgänge benannt, festgehalten und kommuniziert werden. Auch komplexe Zusammenhänge ließen sich erfassen, analysieren, austauschen und in zielgerichtetes Handeln umsetzen. Das Erlernte und Erfundene konnte mit Sprache in einer Art von kollektivem Gedächtnis gesammelt und an die nächste Generation weitergegeben werden. Mit der fortschreitenden Ausbildung einer komplexen Sprache wurde der Mensch von einem Naturwesen zu einem Kulturwesen.

Die Geburtsstunde der Religion

Das artenspezifische Weltwissen, das die Tiere mit ihren Instinkten mitbringen, musste sich der instinktarme Mensch durch Erfahrungs- und Lernprozesse in seiner Umwelt erst durch Sprache erwerben und darin festigen. Mit Sprache lernte er nicht nur die Gegenstände und Vorgänge seiner Umwelt als eigenständige Wirklichkeiten wahrzunehmen; auch sich selbst konnte er jetzt als eine eigenständige Wesenheit im Gegenüber zu den anderen Wirklichkeiten seines Umfeldes erkennen. Der sich seiner selbst als Lebewesen neben anderen bewusst gewordene Mensch erkannte sich damit als ein sterbliches Wesen und begann zu fragen, wo er war, ehe er geboren war, und wo er hingehet, wenn er stirbt. Indem er sich seiner Endlichkeit bewusst wurde, stellte sich ihm – jenseits der Aktivitäten, die zur Lebenserhaltung notwendig waren – auch die Frage, wie, wofür und zu welchem Ziel dieses kurze Leben zu nutzen und wie es zu gestalten sei. Damit war die Sinnfrage gestellt, und sie verlangte nach einer Antwort, und zwar nach einer Antwort angesichts des Ganzen, in das der Mensch sich eingebettet sah.

Die Fähigkeit zur Selbstreflexion und die daraus sich ergebenden Fragen, die kein Tier zu stellen vermag, umschreiben den Horizont des Religiösen. So kann als Geburtsstunde des Religiösen jener Entwicklungsschritt gelten, von dem an sich der Mensch seiner selbst bewusst wurde. Jetzt konnte und musste er mit seinen jeweiligen sprachlichen und geistigen Mitteln jene Fragen stellen, die ihm sein Menschsein abverlangte, und vor dem Hintergrund des Ganzen seiner Welt nach Antworten suchen. Die Suche nach Antworten war von Beginn an eine kollektive Aufgabe jener einzelnen Gemeinschaften von um die 30 Personen, in denen die Menschen als Sammler und Jäger überlebten, ehe sie vor etwa 10.000 Jahren zu Ackerbau und Viehzucht übergingen, sesshaft wurden und größere Siedlungen bildeten. Das System der Fragen und Antworten in der jeweiligen Gruppe wurde in unterschiedlich praktizierten Ausdrucksformen (konkreten Religionen) manifest, die wir aus jener Anfangszeit nur sehr lückenhaft kennen. Für den europäischen Kulturraum gibt es erste Dokumente dazu von etwa 7.500 v.Chr. an (Wunn 201 ff.). Die Vorstellung von göttlichen Wesen nach Menschenart tauchte in Gestalt des Polytheismus erstmalig in den Hochkulturen des Zweistromlandes um etwa 3.000 v.Chr. auf. Der Monotheismus entstand im babylonischen Exil der Israeliten um 500 v.Chr. aus deren Jahweglauben.

Die theistische Weltdeutung ist im subjektivistischen Weltverständnis nur eine unter vielen möglichen Ausdrucksformen des Religiösen. Zeitgleich mit dem jüdischen Monotheismus ist von den griechischen Philosophen das nichtpersonale monistische Weltverständnis entwickelt worden. Beide Konzepte haben in unterschiedlichen Mischungen zwei Jahrtausende lang die Weltdeutung der abendländischen Kultur beherrscht. Erst mit der Auf-

lösung des subjektivistischen Paradigmas vor allem im 20. Jahrhundert haben sie ihre Plausibilität weithin verloren. Davon unberührt geblieben sind die Fragen, die sich jeder Mensch stellen muss, der sich seiner selbst bewusst wird. Daran wird deutlich, dass Religion nicht an der Gottesfrage hängt, sondern als Fragehorizont, der Antworten fordert, dem Menschen als Menschen gegeben und aufgegeben ist. Die historisch bedingten Ausdrucksformen sind variabel und wechseln. Die dem Menschen vorgegebene Aufgabe bleibt, nämlich sich selbst zu verstehen und zu seinen Mitmenschen und zum Ganzen der Welt ein gutes Verhältnis zu finden.

B. RELIGION – KULTUR – GESELLSCHAFT

1. Erste vorläufige Definitionen

Kultur

Im Gang der Menschwerdung zeichnet sich Kultur als das ab, was nicht von der Natur hervorgebracht ist. Kultur umschreibt die Gesamtheit dessen, was der Mensch erschafft, in seiner Gruppe tradiert und praktiziert. Dazu gehört (zunächst) sein mit Sprache erbautes Verständnis von Welt, mit dessen Hilfe er sich in der Welt orientiert, einrichtet und diese in seinem Sinne gestaltet. Das schließt ein alle Strategien des Überlebens, des Sammelns, des Jagens, später des Ackerbaus und der Viehzucht, die Aufgabenverteilung von Mann und Frau, die Aufzucht der Kinder, die Regeln des Verhaltens in der Gemeinschaft. In der späteren Entwicklung tritt all das hinzu, was wir heute als Wirtschaft, Recht, Ethos, Brauchtum, Kunst und Luxus bezeichnen.

Religion

Religion in den Anfängen des Homo sapiens stellt sich entwicklungsgeschichtlich dar als der Fragehorizont, der sich vor dem Menschen auftut, der sich seiner selbst als endliches Wesen angesichts seiner Welt bewusst wird und im Rahmen seiner sprachlich-geistigen Möglichkeiten nach Antworten sucht.

Verhältnis von Kultur und Religion

Da vor allem von den gefundenen und in der Gruppe anerkannten Antworten nahezu alle kulturellen Tätigkeiten mitbetroffen sind, bleiben Kultur und Religion bis zu den Hochkulturen weithin unscheidbar ineinander verschränkt. Die spätere Entwicklung und der heutige Stand zeigen, dass Kultur die umfassendere Größe ist und die Religion nur eines von vielen Elementen darin bildet. Beides, Kultur und Religion, gibt es nicht an sich, sondern nur in konkreten Ausformungen. In Abwandlung einer Definition von Dirk Baecker lässt sich sagen: Kultur ist das, was sich an den Lebensweisen einer Gruppe, einer Gemeinschaft, eines Stammes, eines Volkes unterscheiden lässt und in dieser Hinsicht mit den Lebensweisen anderer Gruppen, Gemeinschaften, Stämme, Völker verglichen werden kann (in: Grimmer 221, Anm. 8). Analoges gilt für „Religion“. Es ist die spezifische und von anderen unterscheidbare Weise, in der eine Gruppe, Gemeinschaft, ein Stamm oder ein Volk die uns mit dem Menschsein aufgegebenen Fragen artikuliert, beantwortet und lebt. Ab etwa 3000 v.Chr., also mit Beginn der Bronzezeit, begannen sich in den entstehenden Städten unterschiedliche Kulturen und Religionen herauszubilden, die wir heute als Hochkulturen und Hochreligionen bezeichnen. In dieser Phase bildeten die einzelnen Kulturen arbeitsteilige Felder aus, wie Verwaltung, Ökonomie, Handwerke, Militär, Religion. Das kulturelle Gesamtgefüge war bis zur Funktion des Herrschens von den religiösen Leitgedanken durchdrungen und geordnet. Die einzelnen Sachbereiche brachten Spezialisten hervor. Im Bereich der Religion waren das die Priester in den unterschiedlichen Funktionen der Gesetzgebung, des Verwaltens und der Rituale.

Bemerkenswert ist, dass der Typus der Hochreligionen weltweit nahezu zeitgleich auftauchte, nämlich, als die alte chinesische Reichsreligion, die japanische Religion (Shintoismus), die ägyptische Religion, die vorderasiatischen Religionen der Sumerer, Babylonier, Assyrer, die arisch-indische Religion, die indo-europäische Religion, zu der auch die Religionen der Iraner, Griechen, Römer, Germanen, Kelten, Balten und Slaven gehören.

2. Weltreligionen und Kultur

Im Vorfeld der Weltreligionen

In der weitaus längsten Zeit der Religionsgeschichte sah sich der Mensch in der Natur und deren Kräften dem Ganzen gegenüber und wusste sich auch darin geborgen. Die religiöse Sinnfrage stellte sich vor dem Hintergrund des

jeweils gegebenen übermächtigen Naturgeschehens. Mit der zunehmenden Fähigkeit, die Gegebenheiten des Lebens mitzugestalten, erschuf sich der Mensch seine sekundäre kulturelle Umwelt zunehmend selbst und wurde als Teil dieser Kulturgemeinschaft von seinen eigenen Schöpfungen geprägt. Eine Kultur, die der Mensch durch die Umgestaltung der Natur erschafft, wird zum einen durch die Vorstellungen mitbestimmt, die eine bestimmte Sprachgemeinschaft dafür entwickelt. Sie wird zum anderen auch durch jene religiösen Sinnangebote geleitet, die sich in ihrer Gemeinschaft durchgesetzt haben. So entstehen von unterschiedlichen Lebensbedingungen her mit fortschreitender kultureller Entwicklung unterschiedliche Kulturen. In einer Welt der Stammes-, Stadt- und Volksreligionen und der entsprechenden Kulturen wird die kulturelle Vielfalt unüberschaubar groß sein. Das ändert sich mit dem Entstehen der universalen oder Weltreligionen.

Der weltweite Umbruch

Um die Mitte des 1. Jahrtausends v.Chr. ist in vielen Kulturzentren der Welt ein religiöser Umbruch zu erkennen. Aus den regionalen religiösen Konzepten entstehen universale Konzepte. Waren die religiösen Sinnangebote der Hochreligionen noch Antworten für das jeweilige Kollektiv (Sprachgemeinschaft / Stamm / Volk), so begannen sich jetzt die menschlichen Sinnfragen und Sinnangebote so zu artikulieren, dass der *Einzelne* sich in den Fragen wiederfinden und sich die Sinnangebote auch individuell zu eigen machen konnte. Die von Karl Jaspers als „Achsenzeit“ charakterisierte Phase eröffnete die religionsgeschichtliche Epoche der Universalreligionen, die sich weltweit durchgesetzt hat und die sich in Europa gegenwärtig aufzulösen oder doch umzugestalten beginnt.

Dieser Prozess ist nur mit einem Blick auf das Weltverständnis der religionsgeschichtlichen Epochen zu verdeutlichen, die später ausführlicher dargestellt werden. In der Zeit der Sammler und Jäger war das religiöse Denken auf die übermächtigen Wirkkräfte der Natur bezogen. Man erlebte die Lebensprozesse, in die der Mensch eingebunden war, durchwirkt von chthonischen (erdhaften) Kräften, die man auf sehr unterschiedliche Weise als numinose Kräfte in oder hinter den Ereignissen am Werk sah. Mit dem Übergang zu Ackerbau und Viehzucht erkannte der Mensch sich selbst auch als Wirkursache, und die bis dahin ungreifbaren Kräfte nahmen menschenähnliche Gestalt an. Kräfte, Geistwesen und Dämonen entwickelten sich in den Hochreligionen zu personalen tier- oder menschenähnlichen göttlichen Wesen und bildeten ganze polytheistische Götterwelten. Diese Götter waren regional an Berge, Städte, Regionen oder Stämme gebunden. Der Umbruch von dieser Religionsstufe zu den Universalreligionen geschah in den Kulturen unterschiedlich und ist bereits historisch zu greifen.

Hebräische Stämme, die sich einer ethnischen Gemeinschaft zugehörig fühlten, besiedelten von etwa 1200 v.Chr. an das Bergland von Ephraim. Das wissen wir durch eine ägyptische Inschrift von etwa 1210 v.Chr. Eine später aus dem Süden zugewanderte Gruppe brachte den bildlosen Gott Jahwe mit, der hier zunächst auch als ein Baal verehrt wurde. Im 10. Jahrhundert v.Chr. stieg Jahwe zum Gott der davidischen Dynastie auf und erhielt sein Haus im Tempel zu Jerusalem. Jahwe galt als der eine Gott Israels, und zwar als einer unter den vielen Göttern der anderen Völker, aber noch nicht im Sinne eines einzigen Gottes. Dieser Ein-Gott-Glaube ist eine reduzierte Variante des Polytheismus und wird als „Henotheismus“ (von griech. *hen* – eines und *theós* – Gott) bezeichnet. Die Verehrung dieses einen Stammesgottes nennt man „Monolatrie“ (von griech. *monos* – allein/alleinig und *latreía* – Verehrung). In der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts vor Chr. deutete sich bereits beim Propheten Jesaja eine Tendenz zum Monotheismus an. Unter König Josia (640 – 609 v.Chr.) wurde der Tempel von Jerusalem zum Zentrum von Israels Jahweverehrung. Für Jeremia und Ezechiel, die Propheten der Exilszeit, wurde Jahwe nicht mehr nur als der eine Gott für das Volk Israel (Henotheismus), sondern als der Gott verstanden, der auch Macht über die anderen Völker hat. Explizit und am eindeutigsten wurde die Idee von dem unbekanntem Propheten der Exilszeit formuliert, für den sich der Name Deutero-Jesaja (von griech. *déuteros* – der Zweite) durchgesetzt hat, weil seine Texte in den Kapiteln 40 bis 55 des Jesajabuches überliefert sind. Er sagt von Jahwe: „Ich bin der Herr und keiner sonst, außer mir gibt es keinen Gott“ (Jes 45,5). Die andern Götter werden zu „Nichtsen“ erklärt, die sich Menschen selbst hergestellt haben. Der alleinige Gott ist nicht mehr Teil dieser Welt, sondern er steht als der Verborgene und Andere der Welt und dem Menschen als Schöpfer gegenüber und ist auch der Herr der Geschichte aller Völker. Durch das Gottesverständnis von Jeremia, Ezechiel und Deuterojesaja ist die Volksreligion Israels zu einer Religion geworden, die universale Züge annimmt. Dieses in das Judentum eingebrachte monotheistische Weltverständnis ist auch vom Christentum und dem Islam übernommen und auf je besondere Weise ausgeformt worden. So ist Monotheismus in vielen Kulturen zu einer Art Leitidee auch für das Weltverständnis und für das Selbstverständnis geworden.

Im *griechischen Kulturraum* gab es diesen Übergang vom Polytheismus der Hochkulturen zu einem monotheistischen Universalismus nicht. Aber durch die Mobilität der Menschen war ein Problem entstanden. Die griechischen Götter, die in den lokalen Tempeln ihren Kult hatten, konnte man nicht „mitnehmen“. Wer sein Stadtgebiet oder seinen Tempel verließ, befand sich religiös in der Fremde. In dieser Situation boten sich Mysterienkulte als Religionen an, zu deren Gottheiten man überall Zugang haben konnte.

Die Mysterienkulte wurzeln in vorgeschichtlicher Zeit. Ihre Gottheiten sind aus Vegetationsgottheiten hervorgegangen. Sie sind wie die Natur cha-

rakterisiert durch das Merkmal des Sterbens und Auferstehens. Griechischen Ursprungs sind die Mysterien von Eleusis (seit dem 6. Jahrhundert v.Chr.) und Samothrake und der Kult des Dionysos (seit dem 2. Jahrhundert v.Chr.). Einen Aufschwung erlebten auch die kleinasiatischen Kulte des Attis und der Kybele, der aus Ägypten kommende Kult der Isis und des Osiris, der syrische Kult des Adonis und der besonders unter Soldaten und Kaufleuten verbreitete Kult des Mithras. Während die griechischen Götterkulte sich auf die Hilfen im irdischen Leben bezogen, gaben die Mysterienkulte Antworten auf die zunehmende Erlösungssehnsucht der Menschen und auf ein Leben nach dem Tod. Im Mittelpunkt stand die Erzählung von einem Erlösergott, der sterben musste und wieder auferstand. Der Myste (Anhänger eines Mysterienkultes) konnte sich in einem Kultakt mit dem Weg der Gottheit identifizieren und so über sein irdisches Leben hinaus Zuversicht, Hoffnung und Zukunftsperspektive gewinnen. Die Mysterienkulte bildeten insofern einen Schritt über die ortsgebundenen griechischen Kulte hinaus, als man diesen Kult selbst wählen konnte, überall nur diesem einen und gleichen Gott gegenüberstand und sich von ihm stets Trost und Hoffnung holen konnte.

Nahezu zeitgleich mit der Verbreitung der Mysterienkulte meldete sich in Griechenland mit den vorsokratischen Philosophen (600 bis 400 v.Chr.) die Kritik am Polytheismus, und zwar besonders an deren anthropomorpher Gottesvorstellung und an deren Mythen. Die griechischen Philosophen sprachen nicht mehr von *theós*/Gott als einer Person, sondern führten die Götter und alles Seiende auf ein impersonales Prinzip des Göttlichen/*theíon* zurück. Spätere Philosophen nannten diese elementare Wirkursache „die höchste Idee“, den „Logos“, die „Weltvernunft“. Von der griechischen Philosophie wurde die personale Gottesvorstellung des Polytheismus nicht zu einem personalen Monotheismus weiterentwickelt, sondern zu einem nichtpersonalen Monismus im Sinn eines Prinzips verdichtet, in dem Natur, Kausalität und letzte transzendente Bezugsgröße zusammenfallen, aber in keinem unmittelbaren Verhältnis zum Menschen stehen. Am Rande sei hier nur vermerkt, dass viele Merkmale dieses philosophischen Gottesprinzips in das christliche Gottesverständnis eingeflossen sind.

Im Zuge der Ausbreitung des Christentums hat sich *in Europa das monotheistische Weltverständnis durchgesetzt*. Die Kultur wurde in allen Feldern von Gott her, auf Gott hin und als Ausdruck seines Wirkens interpretiert und gestaltet. Die theologischen Leitgedanken wurden in allen säkularen Handlungsfeldern zum Maßstab und zur Legitimation, und Kultur konnte sich nur innerhalb dieses Rahmens entfalten. Die einheitliche, theologisch durchwirkte Kultur fand in der gemeinsamen lateinischen Sprache der Gebildeten ihren Ausdruck. Erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts meldeten sich in Gestalt von Naturforschern und Philosophen Anzeichen für ein al-

ternatives Modell des Weltverstehens an. Mit der Ausbildung der Naturwissenschaften setzte es sich bei den Naturwissenschaftlern im 19. Jahrhundert durch und erreichte auch in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts das Bewusstsein der Mehrzahl der europäischen Zeitgenossen (= Paradigmenwechsel). Viele Denkmuster und Normen der monotheistischen Phase sind im Laufe der Jahrhunderte in die Kultur Europas eingegangen und leben hier in säkularisierter Gestalt fort. Aber diese einheitliche Kultur Europas und der darin entstandene Wertekanon beginnen sich mit dem Wegfall ihrer einst plausiblen Begründung im monotheistischen Denkmuster langsam aufzulösen und ihre selbstverständliche Verbindlichkeit zu verlieren.

3. Religion und Gesellschaft

„Wo man früher mit der Macht der Kultur rechnete, ist heute die Gesellschaft zur letzten Wirklichkeit geworden, die alles beherrscht“ (Tenbruck 9). Sehr allgemein lässt sich sagen: „Eine menschliche Gesellschaft ist eine Anzahl von menschlichen Individuen, die miteinander verbunden sind durch Beziehungen, die sich aus der Geltung von Regeln ergeben.“ (M. Forscher in: TRE 12, 742). Zu diesem Regelsystem einer neuzeitlichen Gesellschaft gehört die Monopolisierung von Gewalt in den Händen der Obrigkeit für einen bestimmten Bereich. Diese Herrschaft muss durch ein Rechtssystem und durch Gewaltenteilung reguliert sein. Die Regeln aller Lebensbereiche, in denen Menschen innerhalb einer Gesellschaft miteinander interagieren und kommunizieren, bilden die jeweilige Gesellschaft. Das sind die Felder des Politischen, des Sozialen, des Wirtschaftens, des Religiösen und des Verhaltens. Schon in der Antike wurde der Mensch als *animal sociale* bezeichnet. Man drückte damit aus, dass der Mensch als Person ohne den Bezugsrahmen einer Gesellschaft nicht existieren kann.

In der Zeit der Sammler und Jäger war das, was wir heute „Gesellschaft“ nennen, mit den Regeln identisch, die in der jeweiligen Sippe auch unausgesprochen galten. In der Ackerbaukultur entstanden in den Städten und Handelszentren größere und komplexere Gesellschaften. Die agrarisch-handwerkliche Gesellschaft war in Europa die Lebensform vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Von da an differenzierte sich die Gesellschaft in immer mehr Bereiche neuen Typs wie Industrie, Wissenschaft, Technik, Klassen und Interessengruppen. Während bis ins 19. Jahrhundert Wertesystem, Moral und Verhaltensnormen von den kirchlichen Vorgaben geprägt waren, entstand mit der Pluralität der Religionen, Ideologien und Sinnangebote, die man jetzt frei wählen konnte, eine Relativierung und Individualisierung der Werte, die zunehmend durch gesellschaftliche Regelungen

kompensiert werden müssen. Autorität, Einfluss und Ansehen der Kirchen und ihrer Werte haben in der Öffentlichkeit abgenommen. Ihre Autorität, die die Kirchen durch einen göttlichen Gesetzgeber legitimiert sehen, ist selbst vielen Mitgliedern der Kirchen fraglich geworden. Der Paradigmenwechsel mit seinem säkularen Weltverständnis hat das Bewusstsein nahezu aller Zeitgenossen erreicht.

Die soziologische Forschung interessiert sich nur für die Funktion des Religiösen innerhalb der Gesellschaft. Kirchliche Befragungen beschränken sich weithin darauf, die Restbestände des Christlichen festzustellen. Religion ist als Privatsache zu einem abgrenzbaren und damit zu einem ausgrenzbaren Sektor im gesellschaftlichen Ganzen geworden. Die Stimme des Christlichen und die Botschaft Jesu wird für die Zeitgenossen stumm bleiben, wenn die Kirchen für ihre Inhalte keine Sprache finden, die die säkularen Zeitgenossen erreicht.

C. WAS IST ES MIT DER RELIGION?

1. Biologische Voraussetzung für Religion

Religion und Menschsein

Religion ist ein so vielgestaltiges Phänomen, dass sich eine inhaltliche Definition dafür nicht finden lässt. Das bestätigt uns bereits jedes Gespräch über dieses Thema. Alle Vorabdefinitionen von Religion erweisen sich als selbstreferentiell. Sie sagen uns wenig über Religion, hingegen viel über den, der sie definiert, und zwar über dessen Position, Horizont und Perspektive der Betrachtung. Es hat daher guten Sinn, dem Rat des Soziologen Max Weber zu folgen, der empfiehlt, die Definition eines zu untersuchenden Gegenstandes nicht an den Anfang der Erörterung zu stellen, sondern erst aus der Untersuchung zu entwickeln. So setzen die folgenden Überlegungen nicht bei den vorfindlichen Religionen an, sondern bei den Bedingungen der Möglichkeit von Religion. Dabei können wir von klaren Fakten ausgehen.

Zum einen: Äußerungen, die wir als Religion verstehen, sind noch bei keinem Tier beobachtet worden. Also muss Religion etwas mit dem Menschsein des Menschen zu tun haben. Zum anderen: Religion setzt menschliche

Sprache voraus. Menschliche Sprache wiederum hängt von vielen körperlichen Voraussetzungen ab, die noch kein Tier hat und die auch der Mensch erst im Laufe seiner biologischen Entwicklung gewonnen hat. Religion und Menschwerdung sind eng miteinander verbunden. Für das Verständnis von Religion ist es deshalb unerlässlich, sich vorab die biologischen Bedingungen für Menschsein und für menschliche Sprache zu vergegenwärtigen. Dazu sei noch einmal auf den Abschnitt A („Menschsein und Religion“) verwiesen (S. 9 ff.).

Voraussetzung und Charakter der menschlichen Sprache

Das Genom des Menschen unterscheidet sich von dem der Primaten nur um gerade 1,2 %. Zu diesen 1,2 % der Erbinformationen muss wohl auch die Sprachfähigkeit gehören, die man als das wichtigste unterscheidende Merkmal der Gattung Mensch gegenüber dem Tier bezeichnen kann.

Da Tierfreunde auch bei ihren Lieblingen, ja selbst schon bei niederen Tieren, Sprache finden wollen, muss hier kurz klärend auf dieses Thema eingegangen werden. Es trifft zu, dass alle Tierarten ein artenspezifisches Kommunikationssystem haben, ohne das keine Art überleben könnte. Das kann olfaktorisch, optisch, gestisch oder akustisch sein. Tiersignale enthalten für die konkrete Situation nur jeweils eine einzige Information für ihre Artgenossen, z.B. locken, imponieren, werben, drohen, Angst oder Wohlbefinden ausdrücken. Diese Signale sind angeboren und können in der Natur nur bei den höheren Tierarten leicht variiert oder erweitert werden, und das nur innerhalb der Möglichkeiten dieser Tierart. Wer mit *einem* Hund vertraut ist, weiß die Körpergesten und die Art des Bellens aller Hunde zu deuten, z.B. als freundlich und einladend, als vorsichtig und annähernd, als abwehrend, feindlich und aggressiv. Affen können ihre Artgenossen durch unterscheidbare Schreie vor Gefahren warnen, die entweder vom Boden durch Schlangen, von der Seite durch Feinde oder von oben her drohen. Durch menschliches Training können es Schimpansen und Bonobos auf das Sprachniveau von bis zu dreijährigen Kindern bringen, freilich nicht mittels der Wortsprache, sondern nur über optische Zeichen. Von sich aus kann kein Schimpanse sein ihm angeborenes Zeichensystem erweitern. Er kann das ihm antrainierte Zeichenrepertoire unter seinen Artgenossen nicht benutzen und auch nicht an seine Gruppe weitergeben. Er kann es schließlich ebenfalls nicht an die nächste Generation vermitteln. Durch menschliches Training kann ein Schimpanse zwar lernen, eine feste Verbindung zwischen einem Zeichen und einer Sache aufzubauen, er ist aber nicht in der Lage, das Zeichen als Symbol zu verstehen, das ein Anderes repräsentiert. Tiere haben noch keine Symbolfähigkeit, denn diese setzt bereits eine weitaus höhere und differenziertere Gehirnleistung voraus, als das Tier hat. Selbst Affen

sind noch nicht in der Lage, Zeigegesten zu verstehen. Ein Schimpanse ist selbst durch menschliches Training nicht dazu zu bringen, sein Lautrepertoire zu erweitern, weil ihm dafür einige physische Voraussetzungen fehlen, wie gleich deutlich werden wird.

Die Kommunikation der Tiere bleibt limitiert auf das artenspezifisch angeborene Signalrepertoire. Sieht man von emotionalen Lautäußerungen ab, so bringt ein Menschenkind keine allen Menschen angeborenen sprachlichen Lautäußerungen mit. Ein vollsinniges Menschenkind kann aber jede der etwa 5000 Sprachen der Welt erlernen, ja sogar deren mehrere. Jede dieser Sprachen ist sowohl in ihrem Vokabular wie in ihren möglichen Satzstrukturen von einer Sprachgemeinschaft erfunden und überliefert worden. Sie bleibt auch für Gegenwart und Zukunft ein offenes, ausbaufähiges System. Ein Menschenkind bringt zwar mit seiner Geburt kein einziges menschliches Wort mit, aber es bringt noch vor seinem ersten Wort die Fähigkeit mit, Gesten und Lautkomplexe als Symbole zu verstehen, die etwas bedeuten. Diese Symbolfähigkeit setzt ein hochleistungsfähiges Gehirn voraus, das wohl erst spät auf dem Weg zum modernen Homo sapiens erreicht worden ist. Diese Symbolfähigkeit, die der heutige Mensch schon früh besitzt, setzt auch jene Menschen, die nicht sprechen können, instand, eine Sprache zu erlernen und sich über Gesten darin zu äußern. Für die volle Sprach- und Sprechfähigkeit müssen außer der Symbolfähigkeit und der dazu erforderlichen Hirnkapazität noch vier weitere physische Voraussetzungen gegeben sein. 1. Hirnareale für Lautbildung und Sprachverstehen (Broca- und Wernicke-Areale). Ansätze dafür vermutet man bereits sehr früh. 2. Die neuronale Verbindung zu jenen Muskeln, mit denen eine Kontrolle des Atems ermöglicht wird. 3. Ein gegenüber den Menschenaffen gesenkter Kehlkopf und der damit zur Lautbildung geeignete Mund- und Rachenraum, der möglicherweise schon vor 300.000 Jahren gegeben war. 4. Das für die Sprach- und Artikulationsfähigkeit wichtige FOXP2 – Gen, das erst frühestens vor 200.000, also mit dem modernen homo sapiens, auftauchte. Erst seit diese Voraussetzungen im menschlichen Genom fest verankert sind, ist der Mensch in der Lage, alle nur denkbaren Phoneme (Grundlaute) zu bilden und aus diesen Phonemen eine unbegrenzte Menge von Morphemen (bedeutungstragender Einheiten) zu bilden, die für festgelegte Gegenstände, Inhalte und Vorgänge stehen. Mit den Morphemen lassen sich mittels variabler Satzformen hoch komplizierte geistige Systeme aufbauen, Nahes und Fernes, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges vergegenwärtigen, Erfahrungen überprüfen und ein Verständnis unserer selbst gewinnen.

Sprache und Kultur

Es verwundert nicht, dass schon Aristoteles (384 – 322 v.Chr.) den Menschen als ein *zoon logon echon* (Lebewesen, das Sprache hat) charakterisiert hat. Wilhelm von Humboldt hat das 1820 präzisiert: „Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache.“ Sprache schafft nicht nur die Möglichkeit, uns die Welt zu erschließen, sondern das Erkannte auch an die nächste Generation weiterzugeben. Ein Kennzeichen dieser menschlichen Kultur ist im Unterschied zu den starren Kulturen in der Tierwelt ihre Plastizität. Erworbene Erkenntnisse stellen wir mit sprachlichen Mitteln auf den Prüfstand, entwickeln im Diskurs daraus besser begründetes Neues, das wieder auf den Prüfstand muss. Mit Sprache erbauen wir unser Welt- und Selbstverständnis. Mit Sprache schaffen wir unsere eigene und jede gemeinschaftliche Identität. Mit Sprache entwickeln wir unsere Werte und gesellschaftlichen Normen. Mit Sprache kommunizieren wir nicht nur unsere kulturellen Inhalte, wir regulieren damit auch den Umgangston unseres Austausches. Menschliche Kultur ist im Kern stets sprachbedingte Kultur.

2. Der Mensch wird aus der biologischen Evolution entlassen

Der Mensch war mit seiner Abweichung aus der Gattung der Schimpansen nicht sogleich ein Mensch im heutigen Sinn. Er ist damit auch nicht auf eine Entwicklungslinie geraten, die ihn gradlinig und zielgerichtet zum Homo sapiens führte. Auf dem wohl kaum vollständig erforschbaren Weg dahin hat sich freilich etwas gezeigt, was wir nur aus der Rückschau mit heutigen Kategorien beschreiben und deuten können. Während alle Tiere für das Überleben in jener Umwelt voll ausgerüstet, aber auch festgelegt sind, auf die sie genetisch abgestimmt sind und bleiben, weicht die Entwicklung des Wesens, das zum Menschen hinführte, von diesem Prinzip ab. In der Zusammenschau der Jahrtausende zeigt sich, dass die Entwicklung der Wesen, die zum Menschen führten, zunehmend weniger mit Instinkten und körperlichen Fähigkeiten für eine bestimmte Umwelt ausgestattet waren, dafür aber Fähigkeiten hinzugewonnen haben, die es ihnen ermöglichten, auch unter veränderten Umweltbedingungen zu überleben und diese Umwelt für ihre Bedürfnisse zu gestalten. Die Instinktarmut nötigte den werdenden Menschen dazu, seine naturbedingten Mängel durch kulturelle Aktivitäten zu kompensieren. Ein erster wesentlicher Schritt dazu war die Entwicklung der Werkzeugkultur, ermöglicht durch die Umbildung der menschlichen Hand zum multifunktiona-

len Greiforgan. Aus diesem ersten kulturellen Potenzial konnten sich weitere kulturelle Leistungen entwickeln. Im Zusammenhang von Werkzeugkultur und den zunehmenden geistigen Möglichkeiten entstanden durch das Hirnwachstum Synergieeffekte und Rückwirkungen auf die biologische Evolution besonders in der Hirnkapazität. Während der Einfluss der biologischen Evolution abnahm, stieg der Einfluss der kulturellen Evolution an. Mit dem Auftauchen des anatomisch modernen Homo sapiens, der sich als biologische Gattung in der ganzen Welt durchgesetzt hat, scheint es, als sei der Mensch vorerst aus der biologischen Evolution entlassen und dazu „verurteilt“, sich in seiner kulturellen Evolution seinen Weg in die Zukunft allein suchen zu müssen. Es sieht gegenwärtig so aus, als sei die Gattung Mensch vom kulturellen Mitgestalter zum Alleingestalter seiner Evolution geworden. In der Evolution ist mit dem Menschen und mit seinem naturgegebenen Zwang zur Kultur eine neue Qualität entstanden. Die Verantwortung für die Zukunft des Menschen ist diesem selbst in die Hand gegeben. Welche Rolle fiel und fällt in diesem Entwicklungsprozess der Religion zu?

3. Der Bereich von Religion

Der Mensch ist das einzige Wesen, dem von der Natur für sein Überleben Mitverantwortung übertragen worden ist. In dem Maße, in dem er dazu geistig fähig und sich seiner selbst bewusst wurde, drängten sich ihm zu seiner Person und zu der Gemeinschaft, in der er lebte, unabweisbare Fragen auf: Wer bin ich in dieser Welt? Wer bin ich im Verhältnis zu meinen Artgenossen, zu den Tieren und Pflanzen, zum Ganzen meiner Umwelt? Seit der Mensch sich seiner Endlichkeit bewusst geworden ist, musste er sich auch fragen: Wo komme ich her? Wo werde ich einmal hingehen? Was ist der Sinn meines Lebens? Was fange ich mit meinem Leben an?

Jede einzelne Menschengruppe musste sich in ihrer Umwelt die zum Überleben notwendigen Fragen stellen und beantworten: Wie wollen wir von Person zu Person miteinander umgehen? Wie wollen wir unsere Gemeinschaft gestalten? Wie wollen wir uns als Gruppe zu uns fremden Artgenossen verhalten?

Auf Fragen dieser Art mussten in jeder Population Antworten gesucht und gefunden werden, die für alle galten und von allen beachtet wurden. Fragen dieser Art umschreiben generell den elementaren Sinnbereich von Religion. Die Antworten bilden die konkrete Gestalt der Religion einer Gemeinschaft. Der Einzelne wird darin – auch gegen die egoistischen Tendenzen seiner Natur – für die Gemeinschaft in die Pflicht genommen, erhält aber zugleich die bergende Gewissheit, anerkanntes und wichtiges Glied

dieser Sinn- und Schutzgemeinschaft zu sein. In der gesamten prähistorischen Zeit lag das, was wir heute als Sinnfrage, als Ethik und als Soziales trennen, ungeschieden und identisch ineinander.

Ein weiterer Bereich, den wir heute der Religion zuordnen, ist die Transzendenz. Als transzendent gilt, was jenseits unseres Erfahrungswissens liegt. Im subjektivistischen Paradigma des Weltverstehens (das in Abschn. 5 erstmals zur Sprache kommt und im Kapitel „Gott“ näher entfaltet wird) sind alle Urheber von Ereignissen, die wir nicht als handelnde Akteure vor uns sehen können, transzendent, wie immer man sich das vorstellen mag. Für die prähistorische Zeit bedeutet das: Die vielen Kräfte und Mächte, denen sich der Mensch in der Natur ausgesetzt sah, waren in seiner Welt real da und am Werk, aber mit menschlichen Sinnen nicht zu erfassen. Sie waren – in heutiger Sprache – immanent transzendent.

Sobald der Mensch sich seiner selbst bewusst wurde – wir wissen nicht, auf welcher Entwicklungsstufe das geschah – transzendierte er sein Selbst, sobald er sich zu seinen Artgenossen, zu Tieren, Pflanzen und dem Ganzen seiner Umwelt, in Beziehung setzte. Seine von ihm erfahrene und gedeutete Welt überschritt er damit nicht. Ein Transzendieren im Sinne eines Überschreitens unserer Welt hin zu ontologisch höheren Seinsstufen oder gar zu einer höheren Wirklichkeit mit einem darin Absoluten, war für den prähistorischen Menschen mangels sprachlicher Mittel noch gar nicht möglich.

4. Die Anfänge von Kultur und Religion in prähistorischer Zeit

Wir haben gegenwärtig nur unzureichende Hinweise darauf, wann sich der Homo seiner selbst, seines Verhältnisses zu seiner Umwelt und seiner Mitverantwortung für die Gestalt seiner Sozialeinheit bewusst geworden ist. Die Ethnologin und Anthropologin Miriam Noë Haidle stellt fest: „Im Altpaläolithikum (vor 2,5 Mill. – 100.000 Jahren) gibt es noch keine eindeutigen Belege für ein repräsentierendes Symbolverhalten“ (Haidle 98). Repräsentierendes Symbolverhalten meint die Fähigkeit, dass sich einer mit einem anderen anhand eines Symbols (Geste oder Laut) über ein Drittes verständigen kann. Das ist ohne Ansätze zu einer Wortsprache kaum möglich. Die Religions- und Kulturwissenschaftlerin Ina Wunn fasst ihre Forschungen so zusammen: „Von keiner der homo erectus [vor 1,6 Mill. – 650.000 Jahren] zugeschriebenen Siedlungsplätze gibt es Hinweise auf wie immer geartete religiöse Aktivitäten“ (Wunn 60). Die physischen Voraussetzungen für Sprachfähigkeit waren offenbar im gesamten Altpaläolithikum noch

nicht gegeben. Der Kulturhistoriker Michael Bolus weist darauf hin, dass selbst beim Neandertaler (200.000 – 39.000 v.Chr.) die Möglichkeiten zur Lautbildung noch begrenzt waren, er aber doch über einige Sprachmöglichkeiten verfügte. Das schließt man aus aufgefundenen Bestattungen. Die volle Sprachfähigkeit entwickelte sich erst beim modernen Homo sapiens, der in Afrika vor 200.000 Jahren erschien und sich seither anatomisch kaum mehr verändert hat. So kann man im Mittelpaläolithikum (100.000 – 40.000 v.Chr.) den Beginn der Sprachentwicklung annehmen. Mit dem modernen Homo sapiens und seiner Symbol- und Sprachfähigkeit, der vor 40.000 auch in Europa auftauchte, kam eine spürbare kulturelle Entwicklung in Gang, die den skizzierten religiösen Fragenbereich einschloss. Von da an zeigen die aufgefundenen Grabstätten an, dass die Verstorbenen hier nicht nur entsorgt, sondern bewusst beigesetzt wurden. Hinweise auf Bestattungsrituale gab es freilich noch nicht. Vom Jungpaläolithikum (40.000 – 10.000 v.Chr.) an begannen sich unterschiedliche Kulturen zu entwickeln. Die regionale und inhaltliche Differenzierung beschleunigte sich im Mesolithikum (10.000 – 5.500 v.Chr.) und erst recht im Neolithikum (5.500 – 2.000 v.Chr.). Verstorbene wurden jetzt nicht mehr irgendwo einzeln bestattet, sondern in Gräberfeldern mit Gräbern gleichen Typs in der Nähe der Siedlungen beigesetzt. Sie blieben so dem Bereich der Lebenden verbunden oder in diesen sogar eingebunden. Die Toten behielten ihren Schmuck, ihre Kleidung, ihre Waffen und auch Hausgerät, so als würden sie das alles weiterhin brauchen. Da die wertvollen Grabbeigaben für die Lebenden verloren waren, mussten die Menschen mit einem wie immer vorgestellten Dasein der Toten etwas Wichtiges verbunden haben, das den Verlust der Sachwerte rechtfertigte. Der Umgang mit den Toten zeigt, dass der Mensch im Neolithikum in der Lage war, sein eigenes Leben zu transzendieren, für ein Dasein der Toten Vorstellungen zu entwickeln und die Toten in der Gemeinschaft der Lebenden zu halten. Damit leuchtete auch ein Bewusstsein für Geschichte auf, die über die eigene Lebensgeschichte hinausgeht, dieser aber auch vorausgeht.

An der Bestattungskultur wird deutlich, dass der Mensch des Neolithikums nicht nur sein eigenes Leben transzendieren konnte, sondern auch sein Sozialgefüge im Horizont von Vergangenheit und Zukunft verstehen und ordnen lernte. Individuelles und kollektives Transzendieren bedingen einander. Beides ist nur in kollektiver Übereinstimmung möglich. Soziales Weltverständnis und Selbstverständnis bilden eine untrennbare Einheit. Mit dem skizzierten Transzendieren des Selbst und der Gemeinschaft wurde freilich noch keine Transzendenz im Sinne eines Jenseits zu dieser Weltwirklichkeit gedacht. Auch die Welt der Toten gehörte zu *dieser* Welt. Vor und über allem sahen sich auch die Menschen des Neolithikums den ungreifbaren Mächten ihrer Umwelt gegenüber und ihnen weithin ausgeliefert. Diese Mächte vergegenwärtigten sie in der Gestalt einer Frauenfigur, an

der alle Zeichen von Fruchtbarkeit hervorgehoben wurden. Obwohl als Person dargestellt, war sie noch nicht als eine personale Gottheit zu verstehen.

5. Die sprachliche Konstante des Weltverstehens

Der Mensch lernt wie jedes Lebewesen die Welt mit seinen Sinnen und Erfahrungen kennen und verstehen. Welt ist für ihn das, was er aufgrund seiner Erfahrung von ihr erfasst. Seit Kant wissen wir, dass sich unsere Erkenntnis nicht nach den Gegenständen richtet, sondern dass sich die Gegenstände nach den Möglichkeiten und der Art und Weise, sie zu erkennen, richten müssen. Dieser Erkenntnisprozess beginnt in der Ontogenese (Entwicklung des Individuums) eines jeden Menschenkindes auf die gleiche Art und Weise.

Das Neugeborene erfährt Welt als Erstes über Geruch, Geschmack, den gefühlten Körper und die Stimme, später auch über die Augen der Mutter. Es erlebt die Gestalt der Mutter als etwas, das Hunger und Durst stillt, das Geborgenheit gibt, das Unwohlsein beseitigt und Wohlbefinden schafft. Die Mutter/Bezugsperson wird als ein handelndes Etwas erfahren, das Bedürfnisse befriedigt. Der Säugling lernt schnell, dass er auch selbst etwas bewirken kann, wenn er nämlich schreit und so das helfende Etwas herbeiholt, das nun an ihm oder für ihn in seinem Sinne tätig wird. Am erfahrbaren Gegenüber zur Mutter lernt das kleine Kind die Vorgänge in seiner Welt als etwas zu verstehen, das von handelnden Wesen in Gang gehalten wird. Hinter allem, was geschieht, ist ein handlungsfähiges Subjekt zu erwarten, das sich in dem, was geschieht, als tätig erweist. Diese frühkindliche Welt-erfahrung, nach der alles, was geschieht, von Aktionssubjekten mit Absicht getan oder bewirkt wird, hat sich in allen uns bekannten frühen und alten Kulturen zu jener subjektivistischen Logik verfestigt, nach der das Weltgeschehen vom Kleinsten bis zum Größten durch Akteure in Gang gehalten und gelenkt wird, die hinter oder in den einzelnen Vorgängen absichtsvoll am Werke sind. Nach der Logik dieser subjektivistischen Kausalität fragt man nicht nur beim Menschen, sondern bei allem, was sich ereignet, danach, *wer* es verursacht hat und mit welcher Absicht. Die kognitiven Grundstrukturen, nach denen der Mensch seine Lebenswelt aufbaut, gestaltet er nach dem Grundmuster seiner Erfahrung mit Welt. Seine Urerfahrung wird zum universalen Paradigma (Grundmuster) für Erklärung von Wirklichkeit.

In einer solchermaßen sozialisierten Sprachgemeinschaft bedeutet das Erklären eines Vorgangs stets, dessen Urheber zu benennen. Der ist in diesem Denkmodell ein handelndes Subjekt. Ein handelndes Subjekt verbindet